

Biografische und historische Transition

Figuren des Trans in der Zwischenzeit der Geschlechter(ent)differenzierung

Stefan Hirschauer

Beitrag zum Plenum 1 »Transition«: Begriffserklärungen und Theoriekonzepte«

Das Themenpapier dieses Kongresses distinguert den Begriff der Transition von solchen, die die Temporalität des Sozialen in ihren konturierten Prozessstrukturen und Verlaufsformen fassen – etwa als Transformation oder Entwicklungspfad zu einem Zielzustand. Es betont mit der *Unbestimmtheit* der Transition die Prozessualität selbst. Dies teilt es mit einer der frühen Prozesstheorien unseres Faches, die Soziales grundsätzlich im Entstehen und in Veränderung begreift: der Ethnomethodologie. Sie verstand das Transitorische am Sozialen als performative Praxis – weil eine Regel, so Harold Garfinkels Wittgenstein-Lesart (1967, S. 9), in jeder Situation stets „another first time“ angewandt wird.

Mich interessiert aber noch ein zweiter Vorzug des Transitionsbegriffs: dass er anders als Makrokonzepte wie sozialer Wandel und Evolution sowohl offen für die Sequenzialität von Mikroprozessen (die Temporalität der Praxis) als auch für die Meso-Zeitlichkeit von Biografien, Moden oder Trends ist. Begreift man soziale Phänomene als grundsätzlich temporal konstituiert, so bietet es sich an, die historischen Zeitskalen Ferdinand Braudels (1992) – die langwellige *longue durée*, die konjunkturelle *moyenne durée* und die ereignishaft *courte durée* – soziologisch um eine *durée très brève* zu ergänzen, um auch biografische Umbrüche oder Interaktionssequenzen temporal ernst zu nehmen. Soziale Phänomene ereignen sich zeitgleich in historischen Zeitskalen, biografischen Zeiträumen *und* situativen Sequenzen. Diese Prozesse unterschiedlicher Dauer können konvergieren oder sich gegenläufig entwickeln, weil in ihnen flüchtigere und trägere Sinnschichten des Kulturellen (Hirschauer und Nübling 2021) zusammenwirken: Diskurse, Imaginationen, Praktiken, soziale Strukturen und materielle Infrastrukturen mit je unterschiedlicher Halbwertszeit. In jedem Moment arbeitet die Ungleichzeitigkeit solch gleichzeitig wirksamer ‚Zeitschichten‘ (Koselleck 2015) an einer multitemporalen Gegenwart. Der Transitionsbegriff hat hier das Potenzial, zwischen Mikro-, Meso- und Makrozeiten hin und her zu zoomen. Dies möchte ich an einem Fall zeigen, der der Soziologie die Transition als subkulturellen Begriff anbietet.

Geschlechtswechsel als Fall kategorialer Mobilität

Der Geschlechtswechsel ist, anders als die Initiationsrituale der Ethnologie (van Gennep 1909), keine Statuspassage für jedermann, sondern ein Mitte des 20. Jahrhunderts medizinisch organisierter Transitraum für deviant Markierte, der seit etwa einer Generation zunehmend demedikalisiert und individu-

alisiert wird. Im Rahmen der Humandifferenzierung ist er ein spezifischer Fall *kategorialer Mobilität* (Hirschauer 2023a). Er ruht, verglichen mit der religiösen Konversion, der transnationalen Migration, der Mobilität zwischen sozialen oder Leistungsklassen, auf einer spezifischen Bauweise von Humankategorien: der erwarteten Verbleibdauer in ihnen, ihrer Abstützung durch oder Gewinnung gegen körperliche Strukturen, ihren Spielräumen für Doppelmitgliedschaften und Nicht-Zugehörigkeit sowie ihrer Durchlässigkeit gegenüber Neuzugängen und Kündigungen.

In seinem Vergleich von Transgenderism und Transracialism identifizierte Rogers Brubaker (2016) einen wissenschaftlichen Grund, der die Übertrittsschwellen der Genderpassage aktuell absenkt, die Rassendifferenzierung dagegen gegen Seitenwechsel abdichtet: Die ethnotheoretische Auffassung von Gender als einer inneren Essenz, zu der Personen ein Zugangsmonopol haben, ermögliche eine Loslösung des Geschlechts von seiner körperlichen Befestigung, während Race durch die Abstammung kumulativ mit dem Gewicht vorheriger Generationen aufgeladen ist. Zu ergänzen ist ein weiterer, klassifikationspraktischer Grund (Hirschauer 2025): Die wichtigste Kulturtechnik, um die Bedeutung des primären Markers von Geschlecht zu dramatisieren – seine schamhafte Bedeckung – erschwert zugleich dessen Erkennbarkeit und verlangt daher nach aufwändiger Sekundärkodierung in Kleidung, Haartracht, Gebaren und Gefühlsausdruck. Diese dichte semiotische Schicht von *Gender*, die auf den Körpern liegt und von ihnen getragen wird, bietet Menschen im Dissens mit ihrer geburtlichen Zuordnung die Gelegenheit zu einem interaktiv überzeugenden Seitenwechsel. Diese Schicht kultureller Zeichen dürfte bei Race trotz einiger Marker (wie Namen und Sprechstil) immer dünner bleiben, weil der zentrale körperliche Marker dort die visuelle Prägnanz eines Stigmas hat. Bei geringerem Bedarf an Sekundärkodierungen ist die Zugehörigkeit aber auch weniger modulierbar.

Ein anderer Fall ist die Altersdifferenzierung. Einerseits kann man sein Alter definitiv nicht wählen, der Jahrgang bleibt (einstweilen) unverrückbar. Andererseits sorgen die mit der Alterung verbundenen Statuspassagen für ständige Kategorienwechsel im Lebenslauf. Alternde sind stets nicht mehr (so) jung und noch nicht (so) alt, sind Entwachsene und Erwachsene. Die Zugehörigkeit zu Alterskategorien ist *immanent transitorisch*, die Transition ist hier Kern der Sache. Noch ‚ungemütlicher‘ ist die Zugehörigkeit zu Leistungsklassen, sie ist stets reversibel, wird immer wieder neu festgesetzt und zwar gerade an der Spitze der aktuellen ‚Rekordhalter‘. Würden Konfession, Nationalität oder Geschlecht ebenso volatil gehandhabt, wären inquisitorische religiöse Befragungen, patriotische Bekenntnisse und permanente Geschlechtstests an der Tagesordnung. Stattdessen gelten vorzeitige Kündigungen hier als außergewöhnliche Seitenwechsel.

Historischer Rückbau der Geschlechterdifferenzierung

Aber es gab auch gesellschaftsstrukturelle Gründe für die Erleichterung des Geschlechtswechsels. In den letzten 150 Jahren ist es in der westlichen Gesellschaft zu einem beträchtlichen Rückbau der Geschlechterdifferenzierung auf Ebene der Gesellschaftsstruktur gekommen. Für die Funktionsweise der meisten gesellschaftlichen Teilsysteme ist das Geschlecht heute irrelevant. Menschen können Waren und Bildung konsumieren, wählen und sich informieren, ohne dass ihr Geschlecht von Bedeutung wäre, sie werden durch Gerichte verurteilt, durch Schulen und Arbeitgeber beurteilt, ohne dass ihr Geschlecht eine Rolle spielen darf. Die Umstrukturierung der Arbeitswelt, die Öffnung des Bildungssystems, die rechtliche Durchsetzung der Gleichheitsnorm machen das *Absehen* vom Geschlecht zu einer in vielen Feldern fest institutionalisierten Erwartung, so dass als ‚Diskriminierung‘ einklagbar ist, wenn auf Geschlecht rekurriert wird, wo es einfach nichts mehr zur Sache tut. Die Geschlechterdifferenz ist zusam-

men mit anderen Formen kategorialer Humandifferenzierung zum Objekt expliziter Differenznegation geworden (Hirschauer 2020).

Diese *strukturelle Geschlechtsindifferenz* findet ihre Entsprechung in veränderten Selbstverständnissen und Verhaltensstilen. Natürlich gibt es noch geschlechtskonservative Lebensstile und massenmediale Darstellungen, die alte und neue Stereotype in Szene setzen. Aber es dominiert ein kritischer Diskurs, der Geschlechtszuschreibungen aller Art zurückweist. Daher ist es zunehmend normal geworden, dass Menschen Tätigkeiten ausüben, Sexualpartner wählen, Verhaltensweisen, Gefühle und Krankheitsbilder zeigen, die noch vor ein bis zwei Generationen strikt für das *andere* Geschlecht reserviert waren. Auch die Vornamen werden, wie die Linguistik zeigt, androgyner (Nübling 2009). Es erodieren *Unmännlichkeit* und *Unweiblichkeit* – die alten sanktionsbewehrten Schutzwälle jener Verhaltensbeschränkungen, die die Gesellschaft Personen als Geschlechtseigenarten zuschrieb. Die Psychologie findet zunehmend „geschlechts-aschematische“ Persönlichkeiten, die Tätigkeiten und Charakterzüge einfach nicht mehr geschlechtlich codieren und in deren Selbstverständnis das Geschlecht in den Hintergrund rückt. Der bislang stärkste gesellschaftliche Ausdruck für diesen langwelligen Prozess des *Degendering* sind die Rechtsreformen der letzten Dekade in einer wachsenden Zahl von Ländern: Die ‚Ehe für alle‘ war ein Verzicht des Staates auf Geschlechterunterscheidung bei der Paarbildung, die Gesetze zur Öffnung einer dritten Geschlechtskategorie verzichteten auf Durchsetzung des Geschlechterbinarismus, und die zur Selbstbestimmung markierten einen Teilrückzug von staatlicher Kontrolle bei der Namensgebung und Geschlechtsregistrierung. Noch während der zweiten Welle des Feminismus hätte all dies als „Revolution“ gegolten.

Auch hat sich das Verhaltensmittelfeld zwischen den Standardgeschlechtern geöffnet. Der Raum zwischen ihnen, der mal ein androgyner Gipfelgrad zwischen zwei Steilhängen war, hat sich zu einem Hügel abgeflacht, über den sich mühelos schlendern lässt. Die Nivellierung der Geschlechtsrollen hat einen massenhaften *kleinen* Grenzverkehr von relativ geschlechtsindifferenten Menschen ermöglicht, die mit ihren Verhaltensstilen die Mitte zwischen den Geschlechtern besiedeln, ob sie nun Elternrollen egalitär teilen oder umkehren, oder sich als toughe Soldatin und eiskalte CEO, einfühlsamer Pfleger und sanfter Erzieher engagieren, ohne sich von tradierten Geschlechtscodierungen abhalten zu lassen. Diese Geschlechtsindifferenz verschiebt auch den Grenzverlauf. In dem Maße, in dem Männer Schönheit oder Verletzbarkeit an sich entdecken, Frauen Machtwillen und Aggressivität, verlieren solche Eigenschaften ihre geschlechtlichen Konnotationen. Zugleich hat die Begehrtheit dieses Mittelfeldes den Bewegungsradius innerhalb der Geschlechtskategorien vergrößert, also das Spektrum dessen, was für Frauen oder Männer ‚geht‘. Daher kann sich die große Mehrheit mit ihrer geburtlichen Geschlechtszuweisung problemlos arrangieren. Wäre der Bedeutungsumfang von ‚weiblich‘ und ‚männlich‘ noch so eng wie vor 50 Jahren, gäbe es viel mehr von jenem *dramatisierten* Grenzverkehr, der sich heute Trans nennt.

Der öffentliche Diskurs täuscht über diesen langwelligen Rückbau der Geschlechterdifferenzierung hinweg. Diskurse bilden nur eine relativ dünne und volatile Sinnschicht des Kulturellen. Es sind oft kurzlebige Thematisierungen problematischer Relikte oder Trends. Unterhalb ihrer finden sich wankelmütige Einstellungen und Imaginationen, aber auch eingeschliffene Praktiken, hartnäckige Vorurteile, soziale Strukturen und materielle Infrastrukturen von längerer Halbwertszeit. Zwischen diesen Sinnschichten gibt es ungleichzeitige Entwicklungen: Oft eilen die Diskurse den Einstellungen voraus, die versuchen, dem Verhalten die Richtung vorzugeben, dem aber die Gefühle weit hinterherlaufen.

Der feministische Diskurs über patriarchale Residuen wird von den sich schnell ändernden Einstellungen angetrieben, von deren Erwartungsniveau aus dann die schwerfälligeren Praktiken bewertet werden. So konnten sich zahllose Aspekte im Geschlechterverhältnis gravierend verändern, während dessen politische Kritik gerade deshalb an Lautstärke gewann, weil mit den Emanzipationserfolgen auch unsere Maßstäbe wuchsen. Je besser es wird, desto lauter der Protest. Hinzu kommt, dass Gesellschaftsbeschreibungen sozialer Bewegungen natürlich (wie die von Professionen und anderen sozialen Prob-

lemunternehmern) dysphemistisch sein müssen, weil sie kontinuierlich an der Motivbeschaffung für ihre eigene Fortsetzung zu arbeiten haben. Soziale Bewegungen reproduzieren ihre Motive über das Mobilisierungspotenzial ihrer Gesellschaftsbeschreibungen.

Aber auch neue identitäre Selbstbeschreibungen geschlechtlicher Minoritäten täuschen darüber hinweg, dass die ihnen zugrundeliegenden Kodierungen des Verhaltens als ‚maskulin‘ oder ‚feminin‘ ihren Sinn schon weitgehend verloren haben. Der Bedeutungsverlust von Geschlecht ist eben keine psychische Eigenart besonderer Menschen, es ist die Eigenschaft einer Gesellschaft, die Tätigkeiten, Verhaltensweisen und Charakterzüge immer weniger nach Geschlecht differenziert. Nur sehr wenige Menschen stellen sich die drängende Frage „Welches Geschlecht habe ich eigentlich?“, die große Mehrheit fragt sich nicht einmal mehr, bei was sie ihr Geschlecht noch berücksichtigen soll. Je weniger die Geschlechtskategorien Menschen auf ein bestimmtes Verhalten festlegen, desto vehementer wird die Kritik an ihnen und desto mehr von ihnen werden postuliert.

Solche Widersprüche indizieren, dass der Rückbau der Geschlechterdifferenzierung mit Ambivalenzen verbunden ist. Der flächendeckende Legitimationsverlust für die Ungleichheit der Geschlechter impliziert auch einen Orientierungsverlust über den Sinn ihrer Klassifikation. Das jüngste Gender-Puzzle lautet: Warum soll man Frauen und Männer, wenn man sie ohnehin in allem Wesentlichen für *gleich* hält – überhaupt von der Wiege bis zur Bahre *unterscheiden*? Diese bislang ungestellte Frage wird von den Geschlechtsindifferenten achselzuckend beschieden und auch schon das Bundesverfassungsgericht bot dem Gesetzgeber 2017 anstelle eines Dritten Geschlechts den vollständigen Verzicht auf Geschlechtsregistrierung an. Andere Milieus reagieren auf die Entdifferenzierung dagegen mit Restaurationsversuchen. Sie reichen von wütendem Antifeminismus über das Proklamieren von oder stille Festhalten an traditionellen Familienrollen bis zur Etablierung kleiner nostalgischer Nischen des *Re-Gendering*, etwa bei der Wahl von Paarungs- und Hochzeitsritualen auch in Post-Gender-Milieus.

Es ist diese Übergangszeit, in der die Gesellschaft zum Verständnis ihrer kulturellen Transition spezifische Randfiguren aus sich hervorbringt, die die Sinnfrage nicht latent halten, sondern explizit als eine Frage ihres persönlichen Selbstverständnisses bearbeiten. Denn nicht nur Organisationen und soziale Bewegungen suchen sich Personen, die sie verkörpern können, auch gesellschaftliche Umbrüche und kulturelle Verschiebungen rekrutieren Menschen, die sich als ihre personalisierten Brenngläser anbieten. Diese Menschen artikulieren als ihre besondere ‚Identität‘ ein brisant gewordenes kulturelles Thema und dieses Thema artikuliert sich durch sie hindurch. Mit identitär formierten Randgruppen schafft sich die Gesellschaft Projektionsflächen für das Verständnis ihrer eigenen kulturellen Transition.

Drei Figuren des Trans

Diese Projektionsfläche hat ihr Gesicht verändert. In den aktuellen subkulturellen Selbststilisierungen kann man (mit Brubaker 2016) die kategorial vereindeutigte Transformation (*trans of migration*), die Ansiedelung in einem kategorial uneindeutigen Dazwischen (*trans of between*) und die zögernde non-binäre Abwendung vom Geschlechterdualismus (*trans of beyond*) differenzieren. In der historischen Sukzession der Distinktionen von Medizin und Geschlechterordnung bietet sich dagegen an, drei andere Typen zu unterscheiden: Transsexuelle (1), Transgender (2) und Non-Binäre (3).

(1) Die ‚Transsexualität‘ stand und steht in der langen Geschichte des Geschlechtswechsels für den *medikalisierten* Seitenwechsel unter ärztlicher Regie. Die Operationen sind heute kein gesetzlich geforderter Normalisierungsbeitrag mehr, da sie als massive Eingriffe in die körperliche Unversehrtheit erkannt wurden. Wer Hormone für seine Geschlechtsdarstellung einsetzt, bleibt ein Leben lang auf sie angewiesen und macht chirurgische Eingriffe wahrscheinlicher. Wer die als ‚Geschlechtsangleichung‘

euphemisierten Amputationen intakter Organe auf sich nimmt, erhält nur mehr oder weniger schlechte Provisorien und muss mit Nachoperationen rechnen. Die Rechtsentwicklung hat daher etabliert, dass es solche körperlichen Schädigungen nicht geben darf, wenn jemand Namen, Anrede und Personenstand ändern will.

Andererseits steckt diese Demedikalisierung auf halbem Wege fest. Denn die Operationen bleiben für viele Transpersonen eine Unverlierbarkeitsgarantie, die ihre ersehnte Zuordnung unbestreitbar an ihnen befestigt, und ein Authentizitätsnachweis, der ihr Selbsterleben zertifiziert. Je mehr sich eine Geschlechtszugehörigkeit auf ein nur Subjekten zugängliches Selbsterleben stützen soll, desto größer die Neigung zu körperlicher Zertifizierung, und je größer der in Kauf genommene körperliche Schaden, desto authentischer wirkt das Bekenntnis.

Die transsexuelle Ablehnung des Körpers, mit dem man geboren wurde, gehorcht dem Imperativ, dass dieser Körper mit den gewünschten Kategorien, Namen und Verhaltensstilen übereinstimmen soll. Dies teilen Transpersonen mit konservativen Milieus, die die gleiche Konvergenz von Körpern und Rollen proklamieren. Dieser Biologismus provoziert einerseits die Geschlechtswechsler zum Insistieren auf einem nur ihnen selbst zugänglichen psychischen Geschlecht. Auch dürften sich Trans-Jugendliche vor allem aus jenen Milieus rekrutieren, deren starre Vorstellungen von Geschlechtsrollen ihren Kindern einen Wechsel der Geschlechtskategorie nahelegen. Umgekehrt werden diese konservativen Milieus ihrerseits durch Transpersonen herausgefordert, weil ihnen die Kontingenz der Bindung von Körpern und geschlechtlichen Verhaltenserwartungen hier nicht nur von Gender-Theorien „eingeredet“, sondern buchstäblich vor Augen geführt wird.

Geschlechtswechsler richten die latente Gewalttätigkeit, die in solchen kulturellen Codes steckt, gegen sich selbst. Damit ist die Transsexualität sicher nicht ein Ausdruck freier Selbstbestimmung, sondern eine soziale Zwangslage, in der genau diejenigen, die die Körpergebundenheit des Geschlechts vehement bestreiten, dazu gebracht werden, eben diese durch chirurgische Eingriffe wiederherzustellen. In einer gesteigerten Form von Body Negativity *genderisiert* das Gros der heutigen Trans-Jugendlichen die gewöhnliche Body Dysphoria der Pubertät.

(2) Ein anderer Teil der Trans-Community schließt dagegen an das aus den 1970ern stammende Konzept des „Transgenderism“ an. Es emanzipiert sich von der Medizin, aber nicht von den Geschlechtsrollen. Hier, und nicht bloß in den vordergründigen Fragen des Zugangs zu Saunen und Frauenhäusern, liegt auch der Konflikt mit dem Gleichheits-Feminismus begründet. Erstens begegnet der Feminismus in der Trans-Community eigenen Ambivalenzen in Bezug auf den Geschlechterbinarismus. Einerseits hat er ihn vehement kritisiert und erfolgreich zurückgedrängt, andererseits hat er ihn in den moralischen Binarismus von Tätern und Opfern, den politischen von Feind und Freundin übersetzt. Die Feminismen finden ihren kleinsten gemeinsamen Nenner in der stillen Hoffnung, das Böse in der Welt an einer Geschlechtskategorie festmachen zu können. Die moralische Überlegenheit der Frauen (und die Geschichte des bösen Mannes: Kucklick 2008) ist ein Erbe des 19. Jahrhunderts, das feministische Geschlechterstereotype bis heute lebendig halten. Wenn nun Transfrauen eine Geschlechtergrenze überschreiten, die politisch als Front codiert ist, beanspruchen sie einfach zu den Guten zu werden und werden deshalb dem Verdacht ausgesetzt, mit ihren – erneut von *beiden* Seiten für hochproblematisch gehaltenen – Körpern noch zu den Bösen zu gehören.

Der zweite Grund des Konflikts ist diffiziler. Der Feminismus hält zwar die Geschlechterdifferenz moralisch intakt, hat aber großen Anteil an der Zersetzung der Frauen behindernden Weiblichkeitsstereotype. Dagegen rebellieren Transgender zwar gegen die Zuweisung in eine Geschlechtskategorie, bewirtschaften aber eben diese Stereotype. Sie beanspruchen nicht feministisch, *ungeachtet* ihres Geschlechts auf alle Verhaltensweisen zugreifen zu können, sie verlangen vielmehr umgekehrt, als *anderes* Geschlecht anerkannt zu werden, indem sie sich auf konventionell geschlechtscodierte Verhaltensweisen stützen. Es braucht starke Stereotype, um sich selbst überhaupt als ‚ganz anderes‘ Geschlecht zu ver-

stehen und anderen verständlich zu machen. Und eine Grenzüberschreitung ist darauf angewiesen, eine klare Grenze anzunehmen und durch den Übertritt zu bestätigen. Menschen, die nur die Seiten der Geschlechterunterscheidung wechseln wollen, bleiben daher den kulturellen Konzepten von Mann und Frau in orthodoxer Buchstäblichkeit verpflichtet. Sie rebellieren gegen Zuweisung und Anzahl der Kategorien, leben der Gesellschaft aber noch einmal den Glauben vor, dass solche Kategorien überhaupt jemals irgendwem ‚passen‘ könnten und reanimieren so die Bedeutung weitgehend sinnentleerter Geschlechtskategorien.

In ihrem singulären Geschlechtswechsel steckt ein cissexuelles Beharren auf einem „wahren Geschlecht“ (Foucault 1998), einer richtigen Zugehörigkeit in einem binären System. Die „Transsexualität“ war ein irreführender Begriff, weil es nicht ums sexuelle Begehren ging, das knappe „Trans“ ist irreführend, weil sich der soziale Geschlechtswechsel keineswegs „jenseits“ der Geschlechterdifferenz bewegt, wie es etwa das Transnationale über die Nation hinaus tut, das Transhumane über den Menschen hinaus. Der Geschlechtswechsel, der heute Trans genannt wird, ist soziologisch präziser als *Crossgender* bezeichnet.

Sowohl der feministische Kampf für die Frauen als auch der Kampf für die geschlechtliche Selbstbestimmung attackieren *und* rekonstruieren damit die Geschlechterdifferenz. Beide haben eine emanzipatorische und eine konservative Seite. Die einen wollen die Kategorie der Frau auch weiter gegen „Männer“ abdichten, die sie mit sexuellen Gewalttättern assoziieren, die anderen wollen die Kategorie der Frau öffnen (ein ‚Frausein für alle‘), während sie aber implizit eine stereotype „Weiblichkeit“ in Ehren halten, deren Beschränkungen der Feminismus abgeschüttelt hatte. Hier streiten zwei in die Jahre gekommene Formen der Gender-Rebellion, die die langwellige stille Erosion der Geschlechterdifferenz noch einmal als Kulturkampf in Szene setzen. Dabei arbeiten beide mit einer entschiedenen Wertbesetzung der alten Geschlechtskategorien: Der Feminismus idealisiert homophil das eigene Geschlecht, die Geschlechtswechsler heterophil das jeweils andere. Tatsächlich dürfte die Gesellschaft so viel Verständnis für den Transgenderismus haben, weil dieser so heterophil ist wie das Begehren der Mehrheit.

Während also die Gesellschaft immer weniger auf Geschlechterunterscheidungen rekurriert und kategoriale Indifferenzonen (z.B. für ‚Diverse‘) vorsieht, bleiben konservative Milieus, Feministinnen und Transgender-Aktivist:innen der Unterscheidung auf ihre je spezifische Weise treu. Das Trans-Projekt bestand etwa bis zur Jahrhundertwende darin, die Körpergebundenheit des Geschlechts zugleich radikal zu bestreiten und (durch die chirurgischen Eingriffe) fundamental zu bestätigen. Heute besteht es darin, die verbleibenden Reservierungen der kulturellen Ausdrucksrepertoires für ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘ radikal zu bestreiten und sie zugleich für einen Kategorienwechsel appropriativ zu bewirtschaften. Es artikuliert dadurch einen ohnehin laufenden gesellschaftlichen Wandel als einen radikalen persönlichen Wandel unter konservativer Wahrung der kulturellen Formen. Die Konfliktpartner bilden überraschende politische Allianzen. Transgender sind verglichen mit den Geschlechtsindifferenten und Geschlechtskritischen wie die Traditionalisten orthodoxe Geschlechtsnostalgiker – eine geschlechtskonservative Bewegung in *radical disguise*.

(3) Der jüngste, in unseren 20er Jahren noch (notdürftig) unter dem Umbrella-Term „Trans“ reklamierte Lebensstil entstand unter dem Einfluss des Queerfeminismus und richtet sich nun auch gegen die Geschlechtsrollen. Wie auch immer Kategorien wie „Non-Binäre“, „Gender-Fluide“ oder „Agender“ in den nächsten ein oder zwei Jahrzehnten politisch besetzt und in Distinktionskämpfen wieder verschlissen werden – sie kreisen alle um zwei über den bloßen Geschlechtswechsel hinausreichende Fragen: Warum sollten sich Menschen, die an ihrer Geschlechtszuweisung leiden, auf einen einmaligen Seitenwechsel beschränken, anstatt fluide zwischen den Geschlechtern zu changieren? Und warum sollten sie den Binarismus der Differenzierung hinnehmen, wenn die Gesetzgebung mit den Diversen doch schon eine kategoriale Indifferenzzone eröffnete?

Mit diesen Fragen, die das Label Trans erstmalig auf prägnantere Weise füllen, gewinnen queere subkulturelle Strömungen heute Anschluss an die geschlechtsindifferenten Milieus der Mehrheitsgesellschaft, denen der kleine Grenzverkehr genug Freiheiten bietet. Die Nicht-Binären pointieren eben jene niedrigstufig geschlechtsindifferenten Haltungen, mit der sich auch die Mehrheitsmilieus auf die veränderten Strukturen der Gesellschaft eingestellt haben. Brubaker (2023) spricht von einem informellen Exit, der über rechtlich und statistisch sichtbaren Trans hinausreicht. Aber die Gender Indifferenz dürfte noch viel weiter verbreitet und weniger sichtbar als ein Exit sein: Sie ist eher stiller Rückzug, innere Kündigung und Entfremdung. Ausstieg und Protest sind nur politisierte Oberflächen eines sich längst ereignenden Bedeutungsverlusts.

Genderindifferent ist die Nutzung eines durch Geschlechtszugehörigkeit unbeschränkten Verhaltensspektrums und der fluide Wechsel der situativen Ausdrucksmittel so wie sie etwa gegenüber attraktiven Flirtpartnern, abschätzigen Personalchefs, trostbedürftigen Kindern oder wütenden Passanten angemessen sind. Nicht-Binäre *verhalten* sich nicht unähnlich, *verstehen* sich aber nicht im diskursiven Rahmen sozialer Geschlechtsrollen, sondern in der im 20. Jahrhundert an Transsexuellen entwickelten Vorstellung einer psychischen „Geschlechtsidentität“. Die vorgebliche Felsenhaftigkeit des geschlechtlichen Selbstverständnisses wuchs historisch als Gegendiskurs zur ebenso unabweisbaren Faktizität des körperlichen Geschlechts, dessen Relevanz konservative Milieus behaupten. Geschlechtswechsler und Nicht-Binäre zogen sich vor der objektivierenden Geschlechtsbestimmungsautorität der Biologie in sich selbst zurück. Die Geschlechtszugehörigkeit wird daher heute in genau dem Maße als psychische Selbsterkenntnis und tiefes seelisches Wesen behauptet, wie sie andere Milieus als körperliche Tatsache behaupten. ‚Körper oder Seele‘ ist die semantische Form der *sozialen Konflikte* um die Geschlechtskategorisierung von Menschen. Mit der Geschlechtsidentität wurde eine starke subjektive Sprecherposition ähnlich der Religionsmündigkeit eingerichtet. Aber diese Sinnressourcen sind ontologisch prekär. Können sie sich fürs Geschlecht reservieren lassen? Da ist nicht nur der Transracialism von Rachel Dolezal (Brubaker 2016), da ist auch Emile Ratelbands Versuch, sein empfundenes Alter rechtlich abzusenken; *transhumane* Künstler reklamieren eine Cyborg-Identität, und immer mehr Menschen eine Seelenverwandtschaft zu Tieren, darunter eine starke Fraktion, die ebenfalls ihre ‚Seele im falschen Körper gefangen‘ wähnt.

Betrachtet man die gesellschaftliche Erosion der Geschlechterdifferenzierung, erscheint das psychische Geschlecht als eine temporäre Hilfskonstruktion. Denn das sog. Selbstbestimmungsgesetz garantiert weder Selbstbestimmung noch Wählbarkeit von Geschlecht. Für alle Menschen längst immer wählbarer sind Berufe, Sexualpartner, Auftreten, Gefühlsausdruck *unabhängig* vom Geschlecht. Für Transpersonen leichter wählbar wird mit dem Gesetz der Name und die rechtliche Geschlechtskategorie, eben der „Geschlechtseintrag“, nicht mehr. Zwei Dinge *bleiben* nicht wählbar: der Körper, mit dem und als der wir geboren werden. Keine medizinische Intervention kann dies leisten, sie kann nur optische Angleichungen mit kleineren oder größeren Schäden bewerkstelligen. Nicht wählbar bleibt auch die Wirkung des eigenen Auftretens auf Andere. Wer als ein Geschlecht gelten will, kann das nicht juristisch erzwingen, ihr oder ihm oder sie muss es auf dem Beziehungsmarkt, in Bekanntenkreisen, in persönlichen Kontakten der urbanen Öffentlichkeit gelingen, dass ein Anderer das Erleben ihrer Person so umstellt, wie sie es selbst im Laufe ihres Lebens getan haben.

Die „Geschlechtsidentität“ wirkt in Zeiten der historischen Erosion der Geschlechterdifferenzierung als letzte Bastion des Glaubens an ein wahres Geschlecht. Sie ist das reinste Residuum der Geschlechtscharaktermetaphysik des 19. Jahrhunderts. Alle Annahmen über ein männliches und weibliches ‚Wesen‘ sind feministisch dekonstruiert worden, bis auf den Mythos, dass das Geschlecht selbst als eine abstrakte, alles fundierende Form in den Tiefen unserer Seele verankert sei. Mit dieser Mystifikation wurde der skrupulösen Selbstbeforschung einzelner Subjekte die Sinnstiftung für eine Klassifikation aufgebürdet, die so fragwürdig geworden ist wie die von „Rassen“. Für die gesellschaftliche Mehrheit dagegen

sind die Geschlechtskategorien in dem Maße, in dem sie keine sozialen Folgen mehr haben, keine große Einschränkung mehr. Sie sind heute nicht mehr die Namen eines Standes oder gesellschaftsweiten Status, sondern Label für abnehmend differenzierte Verhaltensrepertoires. Diese werden von vielen noch bedient, aber von den meisten individuell modelliert und gemischt, in manchen Paaren getauscht und mit Rollendistanz gehandhabt. Nur für die Minderheit der Trans bleiben die Geschlechtskategorien noch umkämpfte Ehrentitel. Die Geschlechterdifferenzierung changiert damit heute zwischen Rollendifferenzierung und *Konfessionalisierung*. Dabei bleibt auch eine „nicht-binäre“ Geschlechtsidentität auf die binäre Geschlechterunterscheidung so fixiert wie eine atheistische Weltanschauung auf die Negation der Existenz Gottes – sie bleibt noch durch das codiert, was sie eigentlich überwinden will: ein religiöses Weltbild hier, ein primär geschlechtliches Selbstverständnis von Menschen dort. Eine säkulare, postreligiöse Weltanschauung ist hier schon weiter, ein geschlechtsindifferenten Lebensstil auch.

Biografische und historische Transition und der Transitionsbegriff

Die verschiedenen Varianten von Trans erscheinen als Figuren, als menschliche Sinnkondensate einer *biografischen Transition* vor dem Hintergrund der *historischen Transition* der Geschlechterdifferenzierung – als Übergangsgestalten einer Zwischenzeit. Einerseits findet sich ein weiträumiges geschlechtsindifferentes Einsickern von Menschen in ehemals gegengeschlechtliche Domänen des Berufs, der Familienrollen, der sexuellen Präferenz, der Kleidungsstile und Gefühlslagen. Andererseits finden sich immer wieder Nischen des temporären Regendering im historischen Degendering, die den prekären Restsinn der Geschlechterunterscheidung zu bewahren suchen. In diesem historischen Nicht-Mehr und Noch-Nicht kristallisieren unsere kulturellen Gender-Puzzles zu exklusiven Identitäten und besonderen Lebensstilen. Diese dienten der Gesellschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts erst als Distinktionsfolie, dann als Anschauungshilfen, bevor sie zu Beginn des 21. wieder in jenem Möglichkeitsraum Jedermanns auftauchen, aus dem sie stammen. Das Geschlecht macht keinen so großen Unterschied mehr – sonst könnte es nicht immer leichter gewählt werden, es macht nach wie vor einen Unterschied – sonst würde es niemanden mehr vor irgendeine existenzielle Wahl stellen.

Was lehrt dieser Fall über das theoretische Potenzial des Transitionsbegriffs? Stark gestützt auf den empirischen Fall Trans (Garfinkel 1967) ist mit der Ethnomethodologie eine Sozialtheorie entstanden, die Gesellschaft *als* Transition und Geschlecht als fortlaufende Praxis fasste, ohne diesen Fall aber auch als Ausdruck einer Gesellschaft *in* Transition zu begreifen. Zugleich beschreibt sich der Fall selbst zeitgeschichtlich aktuell nicht in einer soziologischen, sondern in einer essenzialistisch-psychologischen Semantik, die auch in Real-Essenzialisierungen, in identitären Verhärtungen und körperlichen Schädigungen durchlitten wird. Transgender stützen sich heute einerseits auf die gekonnte praktische Aneignung jener semiotischen Schicht von Sekundärkodierungen, die die Soziologie Gender nennt, andererseits auf die diskursive Essentialisierung von Geschlecht, die die Psychologie Gender nennt, und die als Alternative zur biologischen Naturalisierung des Geschlechts seine psychische Fatalisierung bietet. Das reicht für einen ontologischen Standbeinwechsel: Wo die Überzeugung felsenfest scheint, lässt sich der eigene Körper als „falsch“ erleben.

Da kann ein Kongress von Soziolog:innen noch so sehr mit fluiden Transitionen liebäugeln – die Psychologie war erfolgreicher, ihren Begriff von Gender als seelischem Wesenskern gesellschaftlich zu popularisieren als unser Fach seinen Begriff von Gender als kompetenten Gebrauch von semiotischen Codes in der Interaktion (auf dem ein Geschlechtswechsel faktisch beruht). Die sog. „Transition“ der meisten Transpersonen meint (trotz aller biografischen Unbestimmtheit) eine teleologische *Transformation* voller Zäsuren, Brüche, Konfrontationen und Ambivalenzabwehr. „Transition“ ist hier ein subkultu-

reller Euphemismus im Rahmen der Erfolgsbedingungen politischer Kämpfe um Anerkennung. Insofern ist es auch hier richtig, einen soziologischen Begriff in Distinktion von der Alltagssprache anzulegen. Der Geschlechtswechsel, so kann man dann formulieren, befindet sich in historischer Transition zu einem selbstbestimmten Lebensstil, bleibt aber seiner biomedizinischen Konzeption und der binären Geschlechterordnung noch tief verbunden. Das Potenzial des Transitionsbegriffs für unser Fach sehe ich dagegen darin, auf einer prozesstheoretischen Basis einerseits Identitäten als gehärtete Selbstverständnisse und Resultat von biografischen Identarisierungen zu rekonstruieren (Hirschauer 2023b), andererseits dauerhafte gesellschaftliche Strukturen als historisch gewachsene Effekte des elementar Transitorischen am Sozialen.

Literatur

- Braudel, Ferdinand. 1992. *Schriften zur Geschichte*, Bd. 1. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Brubaker, Rogers. 2016. *Trans. Gender and Race in an Age of Unsettled Identities*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Brubaker, Rogers. 2023. Exit, Voice, and Gender. *Sociological Theory* 41:1–21.
- Foucault, Michel. 1998. *Über Hermaphroditismus. Der Fall Barbin*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Garfinkel, Harold. 1967. *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Hirschauer, Stefan. 2020. Undoing differences revisited. *Zeitschrift für Soziologie* 49:318–334.
- Hirschauer, Stefan. 2023a. Telling People Apart: Outline of a Theory of Human Differentiation. *Sociological Theory* 41:352–376.
- Hirschauer, Stefan. 2023b. Wozu Identität? In *Polarisierte Welten*. Verhandlungen des 41. Kongresses der DGS 2022, Hrsg. Paula-Irene Villa, https://publikationen.soziologie.de/index.php/kongressband_2022/de/article/view/1679 (Zugegriffen 15. Juni 2026).
- Hirschauer, Stefan. 2025. Grundzüge einer Typologie kategorialer Humandifferenzierung. In *Humandifferenzierung im Vergleich*, Hrsg. S. Hirschauer, P. Hofmann, A. Friedrichs, G. Schabacher, 63–98. Weilerswist: Velbrück.
- Hirschauer, Stefan und Damaris Nübling. 2021. Sinnschichten des Kulturellen und die Aggregatzustände der Sprache. In *Humandifferenzierung*, Hrsg. S. Hirschauer, P. Hofmann, A. Friedrichs, G. Schabacher, 58–83. Weilerswist: Velbrück.
- Koselleck, Reinhard. 2015. *Zeitschichten. Studien zur Historik*. Berlin: Suhrkamp.
- Kucklick, Christoph. 2008. *Das unmoralische Geschlecht*. Berlin: Suhrkamp.
- Nübling, Damaris. 2009. Von Monika zu Mia, von Norbert zu Noah: Zur Androgynisierung der Rufnamen seit 1945 auf prosodisch-phonologischer Ebene. *Beiträge zur Namenforschung* 44:67–110.
- van Gennep, Arnold. 2005 [1909]. *Übergangsriten*. Frankfurt am Main: Campus.